

Barbara Fegerl

Am Abgrund

Als mein Diensthandy läutet, nehme ich widerwillig ab.
„Andreas Konrad, Linz, es eilt. Akutes Nierenversagen. Die Kontaktdaten wurden Ihnen bereits übermittelt. Ein Betreuer wird Sie vor Ort in den Fall einweisen.“

Ich stecke das Handy in meine Sakkotasche, suche einige Papiere zusammen, befördere sie in meine Mappe und mache mich auf den Weg nach Linz.

Mein Klient befindet sich bereits auf der Intensivstation. Es wird alles getan, um sein Leben zu verlängern, doch ein Blick in seine Krankenakte reicht, um festzustellen, dass er spätestens in ein paar Tagen mir gehört.

Ich setze mich auf einen Besuchersessel, ziehe einige Formulare aus der Tasche und beginne, seine Akte anzulegen. Name, Alter, Krankheit, Religionszugehörigkeit. Es ist einer der üblichen, langwierigen Fälle, in denen ich in einem Krankenzimmer ausharre, bis sich der Klient endlich entschließt, seinen Körper loszulassen und mir dadurch einen Punkt für meine Jahresstatistik beschert.

Mein Ranking ist mir wichtig. Letztes Jahr war ich Zweiter in unserer Abteilung. Und mit etwas Anstrengung erhalte ich dieses Jahr den Bonus als erfolgreichster Mitarbeiter. Bisher liege ich gut im Rennen.

Mein Nierenversager ist ein Klient der Kategorie eins. Unser Arbeitshandbuch, das die Bestimmungen unserer Abteilung enthält, definiert unsere Zielgruppen. Ich kann sie mittlerweile wie im Schlaf herunter beten.

Die erste Kategorie unserer Klienten besteht aus denjenigen, die der biologische Zerfall ihres Körpers zu uns führt. Einige sind noch sehr jung, andere über hundert Jahre alt. Die meisten unserer Kunden gehören dieser Gruppe an. So auch

Herr Konrad, zu dem ich gerade gerufen wurde. In den Abteilungen, die für andere Regionen der Erde zuständig sind, sind Klienten dieser Kategorie nicht so zahlreich wie bei uns. Unser Einzugsgebiet ist Westeuropa.

Die zweite Kategorie besteht aus den Opfern von Unfällen, Naturkatastrophen, Kriegen oder Verbrechen. Da ihr Tod unerwartet eintritt, sind sie meist auf das Zusammentreffen mit uns nicht eingestellt. Manche laufen davon, andere versuchen, uns zu ignorieren. Als ob ihnen das helfen könnte, den vorgegebenen Ablauf zu verändern. Die Menschen der zweiten Kategorie sind meist mühsam. Man kann ihre Fälle selten innerhalb eines Tages abschließen. Die dritte Kategorie besteht aus den Selbstmördern und Risikofreudigen: Motorradfahrer, Extremsportler, Heimwerker und andere. Das ist meine Lieblingskategorie. Diese Kunden sind meist einfach zu handhaben, sie beklagen sich kaum, stellen wenige Fragen, und die Fälle lassen sich rasch erledigen.

„Und, traust du dich?“ Die Worte hallen einige Sekunden durch ihren Kopf, bevor Berni den Inhalt versteht. Pezi sieht aus wie ein kleiner Junge. Zerzauste Haare, Sommersprossen, Winnie-Puuh-Schlafsack. Nur der Joint in seinem Mundwinkel passt nicht dazu. Ein Glucksen steigt aus ihrem Bauch herauf. Ohne dass Berni es verhindern kann, beginnt sie zu kichern.

Pezi greift nach dem Joint und reicht ihn ihr. Sie inhaliert den Rauch.

Pezi und seine Mutproben. Alle paar Tage erfindet er eine neue. Wieso hatte sie ihm bloß davon erzählt, wie schwer es ihr falle, sich in Situationen zu begeben, über die sie keine

Kontrolle habe?

„Lass mich in Frieden, Pezi!“ Das Aussprechen seines Namens löst ein neuerliches Kichern in Berni aus. Wie hatte sie ihm bloß so einen Spitznamen geben können? Was würden ihre Kinder eines Tages denken, wenn sie ihnen erzählte, der Name ihres ersten festen Freundes sei Pezi gewesen? Vielleicht käme ja Strolchi als nächstes. Und mit Habakuk würde sie dann Haus bauen und Kinder kriegen.

„Ich mach mich doch hier für dich nicht zum Kasper!“ Berni bricht in lautes Gekicher aus. Pezi nimmt ihr den Joint aus der Hand. „Jetzt hör' auf zu reden. Kann die Show beginnen?“ Berni hatte fast schon vergessen, was er von ihr wollte. Langsam kommt die Erinnerung zurück. Die Klippen. Die Mutprobe. Vorsichtig steht sie auf, setzt probeweise einen Fuß vor den anderen. „Kein Problem. Alles unter Kontrolle.“ Der nächste Schritt führt direkt in ein Loch. Verdammte Erdhörnchen. Berni gerät kurz ins Straucheln, sie hört Pezis Gelächter hinter sich.

Je näher der Abgrund kommt, desto lauter wird das Dröhnen. Sie kennt es gut. Auch die Bilder, die es begleiten. Zerbrochene Scheiben. Sie kneift die Augen zusammen und richtet ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf die Klippen vor sich. Auf den Sommerabend mit Pezi, der ihr nun nachgelaufen kommt.

„Tu es nicht! Ich hab' doch nur Spaß gemacht.“

Sie windet sich aus seinem Griff und geht weiter auf den Abgrund zu. Das Dröhnen wird mit jedem Schritt lauter. Zerbrochene Scheiben, Schreie, das Kreischen von Blech auf Asphalt. Und dann die Stille. Ungewissheit. Panik, die an die Oberfläche drängt.

„Vergiss doch die blöde Mutprobe. Verschieben wir es auf ein anderes Mal. Du bringst dich noch um!“

Berni bleibt stehen und wendet sich ihm zu. „Lass mich.“

Er fleht Berni an, stehen zu bleiben. Sagt, sie sei völlig von Sinnen. Schreit sie an, er wolle ihr nicht beim Sterben zusehen.

Sein Problem. Jetzt hatte Berni nicht mehr vor, umzukehren.

Das Diensthandy läutet erneut. Ich klappe Herrn Konrads Akte zu. Die Stimme des Abteilungsleiters weist mich an, unverzüglich in die Bretagne zu reisen. „Sie kennen die Kundin bereits“, sagt er. „Bernadette Schneider. Sie plant, unter Drogeneinfluss den Abgrund entlang zu balancieren. Ihr Freund hat sie zu dieser Mutprobe überredet. Wie sieht es mit Herrn Konrad aus, ist er stabil genug, um ihn alleine zu lassen?“

Der Arzt, der ihn vor wenigen Minuten untersuchte, sprach von maximal einer Stunde, die ihm noch blieb. Ich werfe einen Blick auf den Sterbenden und zum ersten Mal seitdem ich meinen Job mache, wünsche ich mir, dass ein Klient langsam stirbt. Denn ich muss auf der Stelle in die Bretagne. Berni abholen.

„Kein Problem, der ist stabil. Ich bin schon unterwegs.“

Ich greife nach meiner Aktentasche und eile aus der Türe.

Bernadette - endlich. So lange habe ich auf einen Anruf wie diesen gewartet. Doch es hat sich gelohnt. Eine neue Chance. Heute werde ich sie, wenn alles gut geht, endlich in meine Arme schließen können.

Sie schwankt bereits auf die Klippen zu, als ich bei ihr ankomme. Ihr Freund Pezi – was für ein lächerlicher Name –

Am Abgrund

läuft ihr nach und versucht, sie zum Umkehren zu bewegen. Als sie bei den Klippen ankommt, warte ich bereits auf sie. Sie entdeckt mich, winkt mir zu. Vor einigen Monaten wäre sie bei unseren Zusammentreffen noch erschrocken, jetzt scheint sie sich ebenso zu freuen, wie ich. Meine Knie werden weich. Diese wunderschöne Frau wird gleich mir gehören. Jetzt heißt es nur noch warten, bis sie den Mut aufbringt, zu springen. Ich imitiere sie, während sie am Rande des Abgrunds balanciert. Bernadette beginnt zu kichern. Ich bemühe mich, meine Knochen möglichst laut klappern zu lassen, mache einen auf Sensenmann.

„Bernadette, Liebste, komm in meine Arme! Hab keine Angst, es wird nicht weh tun, ich fange dich auf!“

Am Rande der Klippen angekommen, breitet Berni die Arme aus und beginnt, zu balancieren. Einige Handbreit vom Abgrund entfernt. Nichts Neues also. Diesmal mit Absicht. Kontrollierter Kontrollverlust.

Ihr Kopf wird mit jedem Schritt stiller. Sie spürt ihre Füße nicht und geht wie auf Wolken.

Beim Gedanken an ihren ersten Zug muss sie lächeln. Pezi hatte sie fast dazu zwingen müssen, den Joint zu probieren. Kontrollverlust. Verlockend und unerreichbar zugleich. Und jetzt schwebt sie die Klippen entlang.

Beinahe hätte sie den Herrn im Anzug übersehen, der ihr wie ein Spiegelbild, mit ausgestreckten Armen, eine imaginäre Klippe entgegen balanciert. Sie kennt ihn gut. Er ist ein alter Bekannter. Er taucht von Zeit zu Zeit auf, immer höflich und bereit, ihr in Momenten, in denen der Abgrund ihres Lebens näher rückt, die Hand zu reichen und sie in seine Welt zu

bringen. Manchmal, im Traum, zeigt er sie ihr.

Sie kennt seine knochige Gestalt, die damals auch nach ihrer Hand fasste und sie beinahe nicht mehr losgelassen hätte. Er hat einen festen Griff, fordernd und bestimmt, doch charmant und freundlich, beinahe einladend.

Abgesehen von seinem mageren Körperbau sieht er gar nicht schlecht aus ... für den Tod ...

Berni muss kichern, als er ihre Körperhaltung, ihre Bewegungen spiegelbildlich nachahmt. Er ruft nach ihr. Er nennt sie seine Liebste. Es kann kein gutes Zeichen sein, wenn der Tod nach einem ruft.

Sie hebt ihren Fuß zum nächsten Schritt. Als sie ihn absetzen möchte, tritt sie ins Leere. Berni beginnt zu fallen, ihre Schulter prallt hart am Felsen ab. Ihre Hände suchen Halt, greifen nach einem festen Gegenstand. Sie schließen sich um ihn, rutschen ab, greifen fester. Der Herr im Anzug hält sich die Hand über den Mund und reißt die Augen weit auf. Doch das sieht Berni nicht. Ihre Beine hängen über dem Abgrund. Sie suchen nach einer Möglichkeit, sich abzustützen. Ihr Kopf ist hellwach.

Plötzlich fängt das Dröhnen wieder an.

Klirren, Splittern, Kreischen. Blut auf ihrer gelben Bluse und auf der Blue Jeans. Ein Loch im Ärmel, aus dem ein Knochen hervor ragt. Petras Röcheln. Sie bekommt keine Luft. Jemand muss ihr helfen. Das Röcheln wird leiser. Ganz leise. Jemand wimmert. Der Schmerz kommt plötzlich.

Bernadettes Beine zappeln über dem Abgrund. Ich spüre mein Herz pochen. Ich glaube, es ist die Vorfreude darauf, dass Bernadette nun endlich mit mir kommen wird. Unser

Hochzeitstag naht. Ich eile zu ihr, breite meine Arme aus, doch da finden ihre Füße Halt. Langsam beginnt sie, sich den Felsen hinauf zu schieben und zu ziehen. Oben angekommen, rappelt sie sich auf, dreht sich zu Pezi um und ruft: „Mutprobe bestanden!“ Sie reißt die Arme in die Höhe. Ich spüre einen schmerzhaften Stich in meiner Brust. Wieder einmal muss ich ohne sie abreisen, sie braucht wohl noch ein wenig, bevor sie sich endlich für mich entscheidet. Doch ich weiß, meine Geduld wird eines Tages belohnt werden, früher oder später ist sie meine Braut. Ich kann es klar und deutlich vor mir sehen, wie Bernadette lächelt, ihre Arme um meinen Hals schlingt und mich küsst. Es ist nur eine Frage der Zeit und ich davon habe ich viel.

„Sind Sie wahnsinnig?“

Abteilungsleiter Schäfer stützt sich mit beiden Händen auf der Schreibtischplatte ab und erhebt sich schnaufend.

„Was fällt Ihnen eigentlich ein? Sie haben Ihren Klienten im Sterben alleine gelassen. Er ist stundenlang durch die Gänge des Krankenhauses geirrt, während sie mit Frau Schneider Unsinn getrieben haben. Ihr Job ist es, unsere Kunden aus einer Distanz zu beobachten, zu warten, was geschieht und erst einzugreifen, wenn sie ihre letzten Atemzüge getan haben. Und niemals dürfen Sie Sterbende alleine lassen. Sie hätten die Anzeichen des drohenden multiplen Organversagens von Herrn Konrad erkennen müssen. Dann hätte ich jemand anderen zu Frau Schneider geschickt. Sie kennen doch das Handbuch!“

Herr Fellner blickt auf die in seinem Schoß verschränkten Hände hinab.

„Ich habe ja beobachtet ...“, setzt er an.

Herr Schäfer brüllt: „Sie haben Pan-to-mi-me gespielt, während Ihre Kundin am Abgrund einer Klippe balanciert ist! Sie haben sie so abgelenkt, dass sie beinahe in den Tod gestürzt wäre! Das ist un-ent-schuld-bar! Ein solches Verhalten dulde ich nicht in meiner Abteilung.“

Herr Fellner öffnet den Mund und schließt ihn wieder.

„Sie wurden vor drei Jahren bereits verwarnt, als Sie Frau Schneider über die Schwelle ziehen wollten. Ich habe damals ein Auge zugedrückt, wegen ihrer persönlichen Probleme. Doch Sie scheinen eine Art Besessenheit Frau Schneider gegenüber entwickelt zu haben, das können wir uns nicht leisten. Unser Ruf ist ohnehin nicht der beste. Und Sie ... Sie sind ein verdammter Stalker! Es ist ihnen doch wohl klar, dass es uns verboten ist, etwas mit Kundinnen anzufangen? Lesen Sie das Handbuch! Davon abgesehen ist Frau Schneider 19 Jahre alt. Glauben sie tatsächlich, sie würde sich für Sie interessieren?“

Herr Fellner hebt den Kopf. Seine Augen sehen feucht aus.

„Ich habe mich in sie verliebt. Damals, vor drei Jahren, als sie nach diesem Busunfall im Wrack eingeklemmt war. Sie hat mich gesehen und nach meiner Hand gefasst. Und ich konnte nicht anders, als zu versuchen, sie zu mir zu ziehen. Es tut mir leid, bitte melden Sie es nicht. Ich verspreche, nichts dergleichen mehr zu tun. Aber bitte werfen Sie mich nicht hinaus! Mein Job ist alles, was mir noch geblieben ist.“

Herr Schäfer verschränkt die Arme. Er beschließt, ihn noch ein wenig zappeln zu lassen, bevor er ihm seine Versetzung in die Abteilung Asien mitteilt. Bernadette Schneider würde er dienstlich jedenfalls nicht mehr wieder sehen.